

## Christoph Jost

### Studenten-Gemeinde mit gestufter „Mitgliedschaft“

Ich sehe keinen Sinn darin, das Verhältnis „Volkskirche“ – „Gemeindekirche“ im luftleeren, abstrakten Raum, der nicht durch die Erfahrung der eigenen Arbeit abgedeckt ist, zu diskutieren. Deshalb ziehe ich es vor, die gestellten Fragen von meiner Arbeit als Assistent an der Saarbrückner Studentengemeinde her zu beantworten.

Von ihrem Selbstverständnis her begreift sich die Kath. Studentengemeinde Saarbrücken als Kirche an der Hochschule; sie umfaßt alle kath. Hochschulangehörigen, die zur Gemeinde gehören wollen, sowie alle anderen, die in ihr mitarbeiten wollen. Grundsätzlich könnte unsere Gemeinde demnach 11.000 Mitglieder umfassen, tatsächlich arbeiten in ihr aber nur 150 Studenten mit, von denen wiederum nur ungefähr 40 Prozent ein dauerhaftes Engagement zeigen, das sich in einer regelmäßigen Teilnahme an verschiedenen Arbeitskreisen äußert. Auf diesem Hintergrund stellt sich nun die Frage, ob eine solche Gemeinde eher „Volkskirche“ oder eher „Gemeindekirche“ ist.

Sicher ist, daß auf eine so geartete Gemeinde diejenigen Merkmale, die Klostermann<sup>1</sup> als „volkskirchliche“ beschreibt, nicht passen: weder sind die Mitglieder in die Gemeinde geboren, noch trifft es zu, daß sich die Gemeinde darstellt durch ihr „Angebot an Messen, Sakramenten, Sakramentalien und anderen Riten und Frömmigkeitsübungen“<sup>2</sup>, sieht man ab von dem wöchentlichen Gemeindegottesdienst und gelegentlichen Trauungen.

Aber auch Schillings Kriterien für die Existenz einer Volkskirche haben in einer Studentengemeinde nur bedingt Gültigkeit: Differenziertheit ist nur gegeben, solange sie verstanden wird als Verschiedenheit der individuellen, subjektiven Erwartungen an die Gemeinde, die sich aus der je verschiedenen Biographie des einzelnen zwangsläufig ergibt. Jene Unterscheidungen aber, die eine Territorialgemeinde sinnvollerweise trifft, um den verschiedenen Gruppen (Kinder, Jugend-

liche, Erwachsene, Alte, Berufsgruppen u. v. m.) ein angemessenes Seelsorgeangebot zu machen, sind in einer Studentengemeinde nicht nötig. Denn die äußeren Bedingungen der Gemeindegemeinschaft, die durch die Hochschul- und Studiensituation und durch die damit verbundenen Schwierigkeiten gegeben sind, lassen sich trotz verschiedener möglicher Reaktionsweisen doch einheitlich beschreiben. Auch die gesellschaftliche Verflechtung bleibt wesentlich beschränkt auf die Ebene der Hochschule, auch wenn diese nicht von der gesamtgesellschaftlichen Situation isoliert werden darf.

Demnach scheint die Gemeinde, von der ich ausgehe, eher dem „Kirchenbild der ‚Gemeindekirche‘“ zu entsprechen. Wenn auch einige der Attribute, die Schilling in seiner zweiten These diesem Kirchenbild zuordnet, durchaus auf unsere Gemeinde zutreffen („romantisch“, eher „elitär“, „Mißbehagen an der kirchlichen Gegenwart“, „Sehnsucht nach der verlorenen Kraft des Ursprungs“), kann von ihr dennoch nicht behauptet werden, daß derjenige, der „nicht überall und jederzeit mitmachen wollte“, „in ihr nichts mehr verloren“ hätte. Auch wenn es stimmt, daß jeder einzelne Kirche zunächst erfährt über die konkrete Arbeit in und mit der Gemeinde, läßt sich von daher noch lange nicht ableiten, eine solche Gemeinde beanspruche, allgemeingültig und ausschließlich Kirche darzustellen. (Die Suche nach gemeindeübergreifenden Erfahrungsräumen, die sich ganz deutlich im Bemühen um eine subsidiäre Arbeitsgemeinschaft möglichst vieler Studentengemeinden – AGG – manifestiert, belegt das recht deutlich.)

So erfährt Schillings vierte These schon von dieser Erfahrung her einen Widerspruch, der noch ergänzt wird durch die praktische Erfahrung, daß m. E. keine Studentengemeinde Maximalforderungen an ihre Mitglieder stellen kann. Schon die Tatsache der immer weiter wachsenden Belastungen der Studenten durch die Studienanforderungen zwingt uns und andere Gemeinden zu einem Angebot, das möglichst vielfältig gestaltet ist, aber ein punktuelles, kurz befristetes Engagement, dessen wichtigstes Merkmal die Freiwilligkeit ist, zuläßt.

Natürlich haftet einer solchen Gemeinde etwas Sektenhaftes an, jedoch nur, wenn mit

<sup>1</sup> F. Klostermann, Gemeinde – Kirche der Zukunft, Freiburg 1974, 26.

<sup>2</sup> Ebd.



dem Begriff „Sekte“ geringe Mitgliederzahl und bescheidener Einfluß auf das gesellschaftliche Bedingungsgefüge assoziiert werden. Sobald aber auch militantes und rigores Verhalten gemeint sind, trifft diese Charakterisierung auf kaum eine Hochschulgemeinde zu, allerdings auf die eine oder andere Gruppe innerhalb einer Gemeinde. So hilft also Schillings eindeutige Alternative ‚Volkskirche‘ – ‚Gemeindekirche‘ der Beschreibung einer Gemeinde wie der unseren nicht weiter. Hilfreicher wäre ein Typ, der zwischen beiden Polen liegt und eine Vermittlung zwischen beiden möglich macht. Allerdings läßt sich dieser Typ nicht mit theologischen Kategorien, die allenfalls sozialwissenschaftlich aufgelockert sind, beschreiben; eindeutig sozialwissenschaftliche Kategorien helfen hier wohl weiter.

## Alfons Kirchgässner

### Toleranz und differenziertes Angebot für alle

Mit Recht lehnt Schilling die These neuerer Pastoraltheologen ab, die Volkskirche sei am Absterben, und man solle stoßen, was fallen will (frei nach Nietzsche); hier geht das Lamento über den Zustand der Kirche, ein Gesang, der ihren Weg durch die Jahrhunderte begleitet hat, entschieden zu weit. Auch wendet er sich mit gutem Grund gegen die Hoffnung, als Phoenix aus der Asche werde eine „Kirche der Engagierten“ entstehen, die fatal an die (*ketzerische*) *Utopie einer „Kirche der Reinen“* erinnert. Die Heißsporne unter den heutigen Pastoraltheologen scheinen zu übersehen, daß auch die vorkonstantinische Kirche große Unterschiede im Niveau des Engagements aufwies, ganz zu schweigen von den „Flecken und Runzeln“, wie sie uns die Apostelbriefe und die Väterpredigten aufweisen; Apg 2,43 ff und 4,32 ff sind Idealisierungen. Sie haben auch nicht genügend zur Kenntnis genommen, daß es seit eh und je (sozusagen als Negativ des Engagements) mannigfaltige Distanzierung sowohl von der kirchlichen Lehre wie von der kirchlichen Praxis (z. B. auch der Sonn-

tagsheiligung) gegeben hat, ohne daß man auf den Gedanken verfiel, auf dieser Basis Kirche gegen Kirche auszuspielen. Auch heute sind bekanntlich die „Aktivisten“, auf die man alle Hoffnung setzt, in recht verschiedenen Lagern zu Haus; und wer möchte sich erlauben, danach ihren Rang innerhalb der Kirche zu bemessen? Was aber den persönlichen Einsatz für die „Gemeinde am Ort“ angeht, so sind viele, wahrscheinlich sogar die Mehrzahl, aus beruflichen, familiären oder charakterlichen Gründen dazu nicht imstande. Es kann also nichts anderes geben als Toleranz und ein differenziertes Angebot (bzw. Forderung) von Diensten.

M. E. dürfen aber viele neuere Formulierungen in der Pastoral nicht allzu wörtlich genommen werden, denn sie pointieren oft nur bestimmte Akzentuierungen, wie sie Schilling auch in seiner „Strategie B“ entwickelt. Darum denke ich mir, daß über diese keine große Diskussion entbrennen wird. Man ist in der Sache schnell einig, wenn man die eingangs zitierten Extreme vermeidet. Schilling wirft auch dem „Pastorale“ (Gemeinde-Faszikel) vor, es habe der neuen Ideologie auf den Weg geholfen. Ich konnte bei einer neuerlichen Lektüre nichts von einer extremen Auffassung entdecken. F. Klostermann, Mitautor, hat schon 1970 in einem Artikel „Vision einer Kirche der Zukunft“ (in: „Publik“ vom 4. 9. 1970) vor der „Gefahr der Privatisierung“ von Gemeinden gewarnt und „Einbindung... in die je größeren Gemeindestrukturen und... Integrierung in ein übergeordnetes Kirchensystem“ sowie „horizontale und vertikale Kommunikation“ gefordert. Mißverständnisse mußte natürlich hervorrufen, wenn er im gleichen Artikel dazu einlädt, Abschied zu nehmen von der „Vorstellung der Volks-, Groß- und Staatskirche“, als ob man diese drei Größen in eins sehen dürfte.

Einige *Erfahrungen* aus jüngerer Zeit seien vermerkt, die uns davor warnen mögen, neue „Modelle“ zu Richtbildern zu erheben. Die häufig zitierten *Familienkreise*, denen man im übrigen nicht genug Verbreitung wünschen kann (vor allem den viel zu seltenen ökumenischen!), sind nicht nur mancherlei Krisen ausgesetzt, wie sie der Struktur der kleinen Gruppe immanent sind, sondern, was bedenklicher ist, sie kapseln sich